

Das Paar, das sich die Freiheit nahm

Der britische Philosoph John Stuart Mill schrieb seine wichtigsten Werke mit seiner Lebensgefährtin Harriet Taylor. Eine neue deutsche Ausgabe zeigt, wie der Skandal dieser Beziehung Mills Denken über die Freiheit des Individuums prägte. *Von Markus Schär*

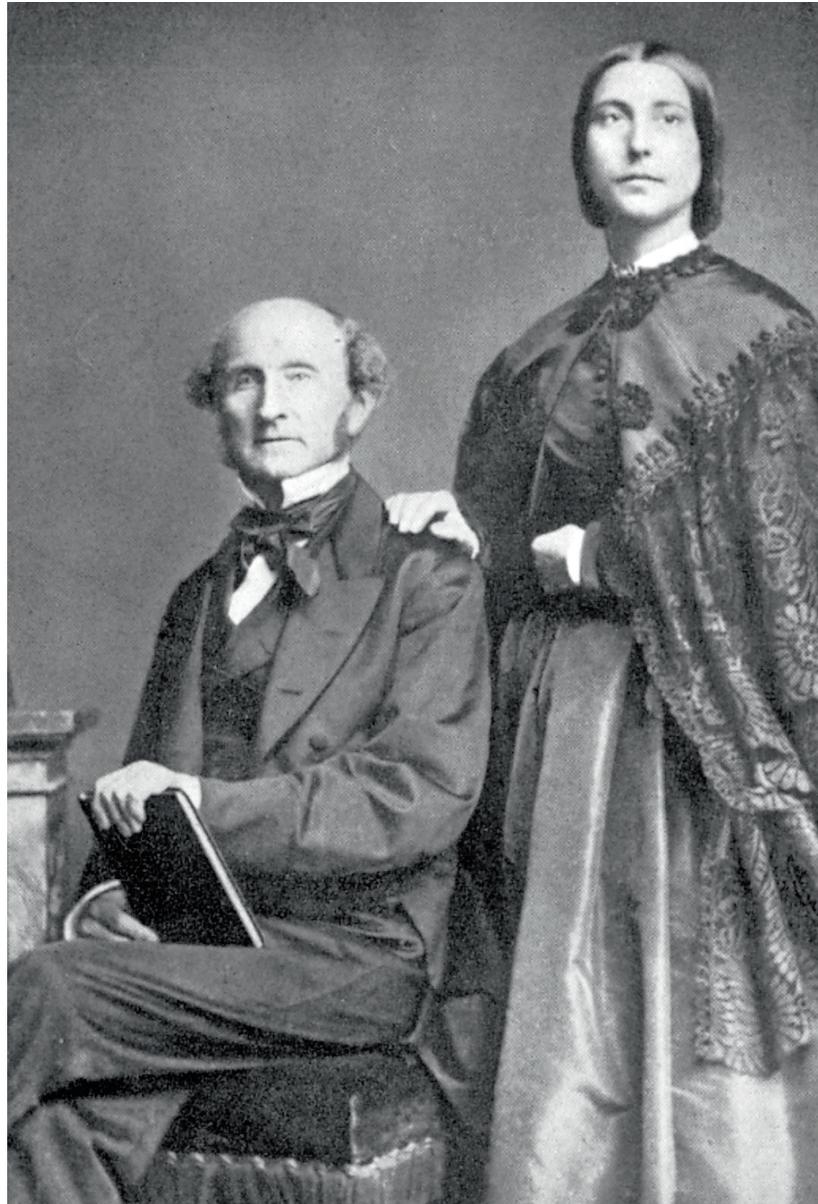
Die Stellung der Frau», schrieb der junge Neurologe seiner Verlobten, «wird keine andere sein können, als sie ist, in jungen Jahren ein angebetetes Liebchen und in reiferen Jahren ein geliebtes Weib.» Der Mediziner, der vor seinem wissenschaftlichen Durchbruch stand, räumte zwar ein, Gesetz und Brauch müssten den Frauen viele vorenthaltene Rechte geben. Aber er warnte auch vor dem «gar zu lebensunfähigen Gedanken», das schwache Geschlecht genauso in den Kampf ums Dasein zu schicken wie das starke.

«Fusion zweier Köpfe»

Nein, mit der Schrift «Über Frauenemanzipation» konnte sich Sigmund Freud nicht anfreunden, als er ab 1882 am Wiener Allgemeinen Krankenhaus einige Texte von John Stuart Mill übersetzte. Er schätzte den britischen Denker zwar als tolerantesten Geist seines Jahrhunderts, doch dessen Engagement, die Frauen den Männern völlig gleichzustellen, führte für ihn in die Irre. Dabei wusste Sigmund Freud nicht einmal, dass die anstössige Schrift nicht vom berühmten Philosophen und Politiker stammte, sondern von seiner vergessenen Partnerin.

Die bekanntesten Texte von John Stuart Mill (1806–1873) sind nicht das Werk eines einsamen Gelehrten, sondern, wie er selber in seiner Autobiografie betonte, die Früchte der «Fusion zweier Köpfe»: Seine Lebensgefährtin Harriet Taylor trug, von den Recherchen über die Reflexion bis zur Autorschaft, viel dazu bei. Das zeigt Ulrike Ackermann, die über vier Jahre zusammen mit Hans Jörg Schmidt ausgewählte Werke in neuer deutscher Übersetzung herausgegeben hat – jetzt den fünften und letzten Band mit Schriften zum Zeitgeschehen. Die Soziologieprofessorin machte in den siebziger Jahren in Frankfurt bei der neuen Linken mit, sass aber auch im kommunisti-

schen Prag wegen des Schmuggelns von Widerstandsschriften eine Woche in Isolationshaft. Sie weiss also, wovon sie spricht, wenn sie jetzt das John-Stuart-Mill-Institut für Freiheitsforschung in Heidelberg führt.



«Triebfeder meines Lebens»: Liebes- und Denkerpaar Mill-Taylor.

Ein grosser Kämpfer für die Freiheit des Individuums setzte sich schon früher mit den zwei fusionierten Köpfen auseinander. Der österreichische Ökonom und Philosoph Friedrich August von Hayek (1899–1992), 1974 mit dem Nobelpreis geehrt, sammelte die Briefe von John Stuart Mill und stiess dabei auf den Briefwechsel mit Harriet Taylor, zumindest je-

nen Teil, den das Paar nicht zerstört hatte, um sich vor Klatsch und Kritik zu schützen. Er forschte der einzigartigen Beziehung nach und gab das Ergebnis seiner Arbeit, ein Buch von fast 300 Seiten, 1951 heraus. Es bildet den Kern des ersten Bandes – erstmals auf Deutsch übersetzt.

Das literarische Porträt, das Mill in seiner Autobiografie von der Partnerin zeichnete, «weckt in uns den dringenden Wunsch, mehr über sie zu wissen», schrieb Hayek: Falls Harriet Taylor «auch nur annähernd so war, wie Mill es uns glauben machen will, müssten wir in ihr eine der aussergewöhnlichsten Frauen sehen, die je gelebt haben». Vor allem stellt

sich die Frage: Wie kam es, dass die 1807 geborene Tochter des Wundarztes Thomas Hardy, seit 1825 Ehefrau des elf Jahre älteren Londoner Geschäftsmanns John Taylor und Mutter von drei Kindern, sich mit einem der bedeutendsten Denker ihrer Zeit zusammentat?

Beide glaubten, «dass wir uns vollkommen dazu eignen, unsere Leben miteinander zu verbringen», schrieb John Stuart Mill 1833 einem Freund. Die beiden Liebenden hatten sich drei Jahre zuvor kennengelernt und gleich voneinander angezogen gefühlt. Er, von seinem Vater ab drei Jahren mit Griechisch und Latein, antiker Literatur und historischen Studien zum Wunderkind gedrillt, suchte nach einem Zusammenbruch mit zwanzig eine Beziehung zur Aussenwelt und vor allem zum anderen Geschlecht. Sie lebte da in ihrer Ehe mit John Taylor, einem tüchtigen, ehrenwerten Mann, dem es allerdings an jeglichen geistigen oder künstlerischen Interessen mangelte. Und beide spürten, wie Mill dem Freund schrieb, dass sie sich für die «zukünftige vollkommene Gemeinschaft» eigneten, über die sie nachdachten – also für eine völlig gleichberechtigte Beziehung von Mann und Frau.

John Taylor duldet das Verhältnis; das Paar nahm Rücksicht auf ihn, indem es sich in Diskretion übte. «Man scheint übereingekommen zu sein», merkte Hayek zu Briefen von 1833 an, «dass Mr. Taylor zwar in den Fortbestand der Freundschaft zwischen Mill und seiner Frau einwilligte, der äussere Anschein des Ehelebens aber gewahrt werden sollte.» 1848 erkrankte John Taylor an Krebs, seine Ehefrau

pflegte ihn die letzten Monate bis zu seinem Tod. 1851 heirateten John Stuart Mill und Harriet Taylor, und sie flüchteten vor dem Klatsch der feinen Gesellschaft auf ihr Anwesen im Osten Londons, später nach Avignon. Dort starb Harriet Taylor 1858 nach langem Leiden an Tuberkulose. «Die Triebfeder meines Lebens ist gebrochen», schrieb John Stuart Mill in einem Brief. «Ich zweifle, ob ich jemals wieder zu etwas taugen werde, sei es im öffentlichen, sei es im privaten Bereich.»

Der wichtigste Text des Liberalismus

Die Londoner Society höhnte immer über die «Mrs. Platonica», und bis heute glauben Forscher an eine platonische Beziehung auch nach der Heirat. «Der Briefwechsel der beiden lässt andere Rückschlüsse zu», stellt Ulrike Ackermann fest. «Ihre leidenschaftliche Liebe war darin ebenso Thema wie ihre Träume und Ängste, ihre Krankheiten und Alltagsmühen.» Als wahrer Skandal galt aber von Anfang an nicht der

Beide glaubten, «dass wir uns vollkommen dazu eignen, unsere Leben miteinander zu verbringen».

Ehebruch, sondern: «ein Verhältnis zwischen Mann und Frau auf der Basis intellektueller und politischer Arbeit». Und diese Beziehung trug – bis hin zu Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir – so reiche Früchte wie keine andere in der Geschichte der Philosophie.

Die neue deutsche Ausgabe lässt auch erkennen, wie das Privatleben des ungewöhnlichen Paares Mills Werke prägte, vor allem «Über die Freiheit». Das Buch, wohl der wichtigste Text des Liberalismus, feiert die Freiheit des Individuums gegenüber der Gesellschaft. Solange der Einzelne keinem anderen schade, könne ihn niemand nötigen, «etwas zu tun oder zu unterlassen, weil dies für ihn besser wäre, weil es ihn glücklicher machen würde, weil es, nach der Meinung anderer, weise oder sogar recht wäre». Denn: «Über sich selbst, über seinen Körper und Geist, ist der Einzelne der Souverän.» Und das verspottete, gar angefeindete Paar gab seinen Kritikern zu bedenken: «Die Tyrannei der Gewohnheit ist überall das beständige Hindernis menschlichen Fortschritts.»

John Stuart Mill gab «On Liberty» 1859 heraus, im Jahr nach dem Tod seiner Gefährtin. Die Widmung lautet: «Dem Andenken an die Geliebte und Beklagte, die die Anregerin und zum Teil auch die Autorin des Besten in meinen Schriften war.»

Ulrike Ackermann, Hans Jörg Schmidt et al. (Hrsg.): John Stuart Mill: Ausgewählte Werke. Murmann. Sechs Bände, je rund Fr. 70.–

Geschichte

Brüche einer Epoche

Triumphe und Niederlagen: Urs Bitterli illustriert mit Schlüsseltexten berühmter Literaten ein Stück Zeitgeschichte Europas. Von Pia Reinacher

Historiker wissen, dass Literaten ihre Epoche oft authentischer, sinnlicher und widersprüchlicher darstellen können, als sie es selber mit Zahlen und Fakten vermöchten. Warum? Weil diese in den Romanen und Erzählungen tief in das Innere der Figuren leuchten. Weil sie ohne Denkverbote und Hemmungen neben den heroischen Taten auch die niedrigen, irrationalen, dummen Motive ihrer Helden entlarven. Und weil sie mit dieser Methode historische Fakten – Triumphe und Niederlagen – als das überführen, was sie oft sind: das Ergebnis von Intelligenz, Zwängen und Blindheit. Schriftsteller lassen in ihren Werken nicht nur den künstlichen Lack so vieler Helden blättern. Sie schreiben auch als Augenzeugen nachträglich «ihre» Geschichte und verhindern damit das Vergessen und das nachträgliche Schönreden.

An der Spitze der Modernisierung

Urs Bitterli, emeritierter Geschichtsprofessor der Universität Zürich, hat sich in seinem Sammelband «Licht und Schatten über Europa 1900–1945. Eine etwas andere Kulturgeschichte» auf den Gang durch eine Geschichtesepoke gemacht, die wie kaum eine andere von Höhenflügen, aber auch von Fluch und Verbrechen geprägt war. In einer Sammlung von Schlüsseltexten grosser Autoren lässt er in acht Kapiteln die Geschichte Europas Revue passieren. Und er lässt keinen Zweifel daran, dass die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Epoche voller gigantischer Brüche ist. Nie zuvor in der Weltgeschichte habe der Mensch in einem so kurzen Zeitraum so viel Gutes geleistet und so Schlimmes ange richtet. Noch im Jahre 1900, an der Pariser Weltausstellung, zeigte sich Europa voller Stolz mit den wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften, die ein glücklicheres Leben versprochen hätten. Europa sah sich an der Spitze des Modernisierungsprozesses. Vierzehn Jahre später zerstörte sich der Kontinent selber durch einen Krieg, der grausamer und sinnloser nicht hätte sein können und über dessen Ausgang sich weder Sieger noch Besiegte freuen konnten.

Interessant ist nun, wie Bitterli seine umfangreichen Lektüre-Erfahrungen für die Leser fruchtbar macht. In einer kurzen Einleitung steckt er den Horizont der historischen Entwicklung ab. Seine Leistung besteht aber in der Auswahl der Literaturbeispiele, die er illustrierend heranzieht. Um etwa das Klima der Jahrhundertwende zu vergegenwärtigen, interpretiert er so bekannte, aber auch exemplarische Texte wie Zolas «J'accuse» (1898) oder Heinrich Manns



Streifzug durch die Literatur: Urs Bitterli.

«Professor Unrat» (1905) – aber auch so wenig gelesene wie John Galsworthys «The Forsyte Saga» (1906–1921) oder Jacob Burckhardts «Weltgeschichtliche Betrachtungen» (1905). «The Forsyte Saga» ist eine Mischung aus Familienroman, Sozialgeschichte und einem Sittengemälde des Besitzbürgertums, der *upper middle class*, im spätviktorianischen England; das Buch verströmt das Parfüm dieser Epoche sehr genau. Der Basler Historiker Burckhardt dagegen kommentiert in seinem Aufsatz das plötzliche Auftreten von Despoten, denen sich ganze Völker wider besseres Wissen unterwerfen – ein Phänomen, das sich in der Geschichte immer wiederholt, und zwar im Augenblick einer Krise, in der fundamental Neues auf abgestorbenes Altes trifft.

So verfährt Urs Bitterli mit seinem einsichts- und ergebnisreichen Streifzug durch die Literatur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Mal ist es Max Frisch, mal Primo Levi, mal Hannah Arendt oder Alexander Solschenizyn, deren Texte deutlich darüber sprechen, warum es fatalerweise gekommen ist, wie es kam. Durch die kenntnisreichen kleinen Kommentare Bitterlis fügen sich vor dem inneren Auge des Lesers die Höhenflüge und Brüche einer ganzen Epoche plastisch zusammen.

Urs Bitterli: Licht und Schatten über Europa 1900–1945. Eine etwas andere Kulturgeschichte. NZZ Libro. Fr. 48.–